

Lo sguardo lungimirante delle capitali. Saggi in onore di Francesca Bocchi / The far-sighted gaze of capital cities. Essays in honour of Francesca Bocchi, a cura di / edited by Rosa SMURRA, Hubert HOUBEN, Manuela GHIZZONI, Roma: Viella libreria editrice, 2014; ISBN 978-88-6728-313-2; 48 €.

Der vorzustellende Band ehrt Francesca Bocchi, die international wirksame und rezipierte Stadthistorikerin vor allem, aber nicht ausschließlich des Mittelalters. Dazu haben 24 Kolleginnen und Kollegen aus vielen Ländern beigetragen, die mit der Adressatin in Italien und/oder in der Commission Internationale pour l’Histoire des Villes, deren Vizepräsidentin sie lange Zeit war, wirkten und wirken. Die thematische und topographische Weite der Aufsätze spiegelt auch den im Titel des Sammelwerks implizit angesprochenen, weiten Blick Bocchis wider. Ihren wissenschaftlichen Entwicklungsgang „von der ‚erzählten Stadt‘ zur ‚virtuellen Stadt‘“ skizziert zunächst Cosimo Damiano Fonseca und verweist dabei auf die einschlägigen Schriften zur kommunalen Verfassung, zur Ökonomie und Ökologie (nicht nur) der italienischen Städte des Mittelalters, aber auch ihre prägende Mitarbeit an den Historischen Städteatlanten und den dort geübten innovativen Analyse- und Darstellungswegen.

Die folgenden Beiträge sind in vier Sektionen gegliedert: die Entstehung von Hauptstädten, Macht und Gesellschaft, Infrastrukturen und ‚Modernisierung‘ sowie Wahrnehmung und Bilder von Städten. Der im Titel angelegte Zugriff auf „capital cities“ beschränkt sich nicht auf große Hauptstädte, sondern berücksichtigt auch mittlere und kleinere ‚Metropolen‘ etwa von fürstlichen Territorien. Hier kann kein Gesamtreferat der Aufsätze erfolgen, die sich von England, Skandinavien und Mitteleuropa bis Konstantinopel, Italien (naheliegenderweise mit mehreren Artikeln) und Portugal erstrecken. In diesem Rahmen sei aber der Beitrag von Michel Pauly, dem Vorsitzenden der Commission Internationale pour l’Histoire des Villes, hervorgehoben, in dem er fragt: „Quelle capitale pour le duché de Luxembourg?“. In Weiterentwicklung früherer Arbeiten zu diesem Problem unterstreicht er, ausgehend von Politik, Testament und Bestattung Johanns des Blinden, zunächst, dass die Stadt Luxemburg im Spätmittelalter eher als Hauptort denn als Hauptstadt des Herzogtums anzusehen sei, weil sie trotz ihrer relativen Größe fest eingebunden war in ein – wiewohl hierarchisch strukturiertes – funktional differenziertes Netz von verschiedenen Zentralorten der Herrschaft. Gleichwohl ist, so Pauly, der im 13. Jahrhundert begonnene Prozess der administrativen Konzentration auf die Stadt zu akzentuieren, der sich auch nach dem Übergang an Burgund im Jahr 1443 nicht nur fortführte, sondern in gewisser Weise noch verstärkte. Folglich sei ab dieser Zeit wahrlich von der Hauptstadt zu sprechen – weil sich Herrschaft zunehmend

entpersonalisierte, eben zunächst auch ohne Funktion als fürstliche Hauptresidenz. Dies manifestierte sich auch in der weiteren Ausgestaltung des urbanen Raums.

Weil jede Stadt ihre je eigene Entwicklung und Geschichte hat, kann eine Synthese ohnehin nicht Ziel eines solch weit schauenden Ehrenbandes sein. Dennoch kommen im Lauf der angesprochenen Themenabschnitte bei aller Vielgestaltigkeit ‚der‘ europäischen Stadt der Vormoderne neben allen Spezifika und Unterschieden doch immer wieder vergleichbare soziale und politische Prozesse ebenso zur Sprache wie die Analyse von Innovations- und Übernahmeprozessen – mehr als einmal kreisend um die Frage, wie vorbildhaft die italienische Stadtentwicklung dieser Epoche war, womit wir wieder bei Francesca Bocchi angelangt sind. Die beitragenden Kolleginnen und Kollegen haben ihr mit diesem Band eine mehr als verdiente Ehre zukommen lassen und ein Buch gewidmet, das gut aufbereitet, hoch informativ und methodisch anregend ist.

Gabriel Zeilinger (Kiel)

João PEREIRA/Jochen ZENTHÖFER, Einführung in das luxemburgische Recht (Schriftenreihe der Juristischen Schulung / Ausländisches Recht 202), München: C.H. Beck, 2017; 223+XX Seiten; ISBN 978-3-406-69539-1; 49,80 €.

Es gibt viele Gründe, das Erscheinen dieses Buches zu loben. Der wohl wichtigste Aspekt ist, dass bislang kein systematischer Überblick zum luxemburgischen Recht in deutscher Sprache erhältlich war. Die JuS-Schriftenreihe, die bereits viele Übersichtsdarstellungen zu ausländischen Rechtsordnungen verzeichnet, wird somit um ein weiteres Landesrecht erweitert, welches historisch bedingt bis heute von der französischen Rechtstradition und Rechtssprache geprägt ist. Allerdings kann auch die deutsche Sprache in Justiz und Verwaltung verwendet werden, und nicht zuletzt haben gerade viele germanophone Bürger, Arbeitnehmer sowie Unternehmer ein Interesse daran, zum luxemburgischen Recht in deutscher Sprache Zugang zu erhalten. Die Autoren Pereira und Zenthöfer, der eine Rechtsanwältin, der andere Wirtschaftspublizist in Luxemburg, stellen in der Einführung die besondere Gemengelage des luxemburgischen Rechts dar, ohne die damit verbundenen Mängel zu verschweigen. Im Kapitel „Sprache, Rechtsquellen, Rechtsetzung“ sparen sie Rechtsgeschichte und -sprache nicht aus, beleuchten die Rechtsquellen, ehe sie zum Rechtsetzungsprozess und den Quellen informieren.

Ein weiterer Abschnitt beschäftigt sich mit Juristenausbildung, Gerichtsverfassung und Rechtswissenschaft. Besonders betont wird die Mediation als Form der außergerichtlichen Streitbeilegung. Als von der *Chambre de commerce* und der *Chambre des métiers* getragener Ausbildungs- und Forschungsstandort in Luxemburg und eine der größten privaten Universitäten im Großherzogtum hätte ISEC neben sicherlich weiteren Hochschulen erwähnt werden müssen (in Ergänzung zu den S. 38-40). Von hohem Interesse sind gleichfalls die Kapitel zum Verfassungs- und Verwaltungsrecht. Dem Datenschutzrecht ist sogar ein eigener § 6 gewidmet. Zwar ist dieser Bereich wegen des Europarechts nicht „spezifisch luxemburgisch“, doch nutzen ihn die Verfasser geschickt, um hier einige „Affären“ wie *Médocleak*, *Geheimdienst* oder auch *Amazon* zu präsentieren.

Straf- und Strafverfahrensrecht nehmen leider, obwohl praxisnah, kaum 15 Seiten ein. Die relevanten Teile des Code civil werden dem Leser sodann anschaulich nahegebracht und nach Vertrags-, Delikts-, Sachen- sowie Familien- und Erbrecht aufgefaltet. In den beiden letztgenannten Gebieten hätten Unterschiede zum deutschen Recht gut herausstechen können; nehmen wir hier nur beispielgebend die Themen Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht sowie die Testamentserrichtung. Zurecht indes schenken Pereira/Zenthöfer dem sich vom deutschen Recht stark unterscheidenden Gesellschafts- wie Insolvenzrecht viel Aufmerksamkeit. Das Investmentrecht greift auf dieses Wissen, aber auch auf das zuvor abgehandelte Steuerrecht zurück. Für luxemburgische Arbeitnehmer sowie für die zahlreichen Grenzgänger bzw. Berufspendler einschlägig ist die Darstellung von Arbeitsrecht und dem Recht der Sozialversicherungen. Etwas „nachklappernd“, da wohl eher ins Verwaltungsrecht gehörig, sind die beiden Abschlusskapitel zum Staatsbürger- sowie zum Asyl- und Flüchtlingsrecht. Didaktisch hohen Wert besitzt der Anhang mit einem Urteil eines luxemburgischen Gerichts (hier Arbeitsgericht Diekirch) und einer Klausur zum Strafrecht (jedoch bedauerlicherweise ohne Musterlösung oder wenigstens eine Lösungsskizze, was gerade zu dieser ausbildungsorientierten Schriftenreihe gepasst hätte!). Des Weiteren folgen ein Verzeichnis der Ortsnamen in Luxemburg sowie ein sehr brauchbares Glossar juristischer Fachbegriffe in den drei Sprachen Luxemburgs: Französisch, Deutsch und, in der zentralen Mitte als „langue nationale“, Luxemburgisch.

Ein Stichwortverzeichnis rundet das empfehlenswerte Buch ab, das bereits erschienene Werke nicht ersetzen, sondern lediglich ergänzen kann. Sicherlich bleibt daher stets weiterhin zurückzugreifen auf Eyschens „Staatsrecht des Großherzogtums Luxemburg“ von 1910 sowie in Sonderheit auf die nur in französischer Sprache vorliegende „Histoire du droit dans le Grand-Duché de Luxembourg“ von Majerus aus dem Jahre 1949. Unverzichtbar ist obendrein Michel Paulys Geschichte Luxemburgs, deren erste Auflage die Autoren erwähnen. 2014, also vor dem Erscheinen des hier rezensierten Buches, erschien Paulys Geschichte Luxemburgs jedoch bereits in zweiter, überarbeiteter Auflage im Verlagshaus Beck. Geschickt greifen die Autoren auf das Gemeinschaftswerk „Inventing Luxembourg. Representations of the Past, Space and Language from the nineteenth to the twenty-first century“ von Péporté/Kmec/Majerus/Margue zurück. Weitere Beiträge zur Rechtsentstehung und -entwicklung hätten gewiss noch angeführt werden können. Doch verdanken wir dem vorliegenden Buch den Hinweis auf ein zentrales Forschungsdesiderat, nämlich das einer systematisch angelegten Rechts- und Institutionengeschichte Luxemburgs neueren Datums.

Thomas Gergen (Saarbrücken)

Philippe POIRIER (dir.), Les pouvoirs d'un parlement. La Chambre des députés du Luxembourg, Windhof : Promoculture-Larcier, 2014, 578 p. ; ISBN 978-2879741598 ; 65 €.

Cet ouvrage, qui est aussi un rapport destiné à la Chambre des députés, est le fruit des recherches au sein de la Chaire de recherche en études parlementaires, née en 2011 d'une collaboration entre l'Université du Luxembourg et ladite Chambre des députés. Dirigé par Philippe Poirier, titulaire de la Chaire, l'ouvrage réunit

des politistes déjà confirmés (P. Dumont, R. Kies), de jeunes chercheurs en thèse de science politique (A. Spreitzer, A. Pegan) ainsi que des étudiants du master en gouvernance européenne (P. Carneiro, A. Husain, A. Knoppek, B. Jarir, J. Thill).

Dans le contexte d'un désenchantement croissant des citoyens vis-à-vis des institutions politiques et d'un sentiment diffus que le parlement, si puissant d'antan (à en croire le discours usuel), a été peu à peu éclipsé par d'autres acteurs (le gouvernement, les partis politiques, les instances internationales et européennes, les partenaires sociaux, le Conseil d'État, les juridictions, etc.), l'objet de la présente recherche était « d'évaluer l'état réel de l'autonomie parlementaire dans la politique contemporaine au regard de l'expérience singulière de la Chambre des députés du Luxembourg » (p. 18/19). La Chambre des députés est-elle toujours, si ce n'est le centre du pouvoir, du moins un acteur de poids dans le jeu politique de plus en plus complexe, ou est-ce un organe en perte de vitesse, une simple chambre d'enregistrement, pour utiliser une formule radicale ? La question est cruciale et sensible. Si, dans leur préface, le président et le secrétaire général de la Chambre des députés évoquent « le dynamisme des parlements », lequel serait de nature à préserver la place du parlement luxembourgeois « au cœur de la démocratie » (p. 9), la conclusion de l'ouvrage est plus mitigée. Elle est même surprenante puisque Ph. Poirier conclut que « cette question demeurée lancinante tout au long de l'étude [celle de la dé-parlementarisation ou re-parlementarisation] ne saurait être tranchée » (p. 551). Le lecteur/la lectrice se serait attendu(e) à au moins une ébauche de réponse, quitte à ce que celle-ci soit entourée de réserves et de *caveat*.

Il est certain qu'il est très difficile d'apporter à cette question une réponse scientifique. Celle-ci présuppose, en effet, une grille d'analyse qui permette, schématiquement, deux opérations intellectuelles. Premièrement, cette grille doit permettre d'évaluer, à une date X (par ex. « aujourd'hui »), l'étendue et la réalité du pouvoir de la Chambre des députés. Or, peut-on, dans ce contexte, parler d'un « pouvoir » au singulier ? De fait, les divers auteurs se servent du pluriel à la fois dans le titre et dans le corps du propos, sans opérer à la fin une vue synthétique ou « addition ». Comment cerner alors au moins dans un secteur « tel pouvoir » de la Chambre ? La question n'est pas explicitement abordée, mais il est possible de dégager de la lecture de l'ouvrage une certaine approche systématique, somme toute consensuelle. Celle-ci consiste, d'une part, sur le plan du droit, à identifier et à lister les diverses compétences dont est investi l'organe « Chambre des députés » – à cet égard, on peut observer tantôt un rétrécissement, à l'image des transferts de compétences législatives à l'UE, tantôt une expansion, à l'instar des nouvelles compétences des parlements nationaux dans le processus décisionnel de l'UE. À cette analyse de science juridique s'ajoute, d'autre part, une analyse empirique de science politique consistant à cerner l'usage réel que font les députés de ces compétences. À cet égard, la liberté d'action, et possible influence, des parlementaires est limitée par divers facteurs parmi lesquels il convient d'évoquer, notamment, la discipline au sein des partis, le manque de ressources et d'expertise des députés du reste peu nombreux et donc peu spécialisés, leur exclusion des diverses « tripartites » si typiques de la démocratie consociative luxembourgeoise, sans oublier leur manque de temps dû au cumul de mandats. Sur ce plan, l'ouvrage donne des données quantitatives instructives (voir par ex. p. 232 ss., le nombre bas de propositions de lois, mais aussi,

en même temps, le taux d'adoption relativement élevé de celles-ci dans les années 2000 : autour de 30 % ! ; l'ouvrage comporte également des mises en perspectives éclairantes, comme par ex. le chapitre 6, rédigé par Ph. Poirier, exposant de façon didactique les diverses formes et strates de démocratie consociative.

Deuxièmement, la grille d'analyse se doit de cerner le/les pouvoir(s) de la Chambre des députés à plusieurs dates, puisque les mots mêmes de dé-parlementarisation ou re-parlementarisation renvoient à une/des évolution(s) historique(s). La manière la plus simple serait de pouvoir identifier un modèle historique à tel moment du passé – la fin du 19^e siècle est souvent érigée en référence cruciale, voire mythique –, à l'aune duquel il serait possible de jauger la réalité actuelle. Or, sur cette profondeur historique, l'ouvrage contient, certes, des mises en perspective ponctuelles ; il met en garde, à juste titre (p. 551), devant toute mystification d'un « âge d'or » du parlementarisme libéral luxembourgeois du 19^e siècle ; mais, somme toute, l'état réel du pouvoir/des pouvoirs de la Chambre des députés, dans le passé, reste dans un relatif flou. Ainsi, alors qu'il aurait été instructif, et crucial, de connaître le nombre de propositions de lois et leur taux de réussite dans le passé (à la fin du 19^e siècle), ces données manquent. Ce flou débouche, dès lors, sur des présuppositions historiques et des standards heuristiques contradictoires : alors que, à la p. 218, P. Dumont, B. Jarir et A. Spreitzer insistent, dès le départ, sur le fait qu'il convient de penser, à l'heure actuelle et aussi déjà pour le passé, le (véritable) pouvoir du parlement comme celui, simplement, d'approuver, d'infléchir ou de rejeter en aval les projets de lois provenant d'autrui (de l'exécutif), à d'autres endroits de l'ouvrage, en particulier tout au long du chapitre 3, le fait que, dans le cadre de la logique néocorporatiste, ce n'est pas (« plus ») la Chambre des députés qui élabore réellement le contenu de la loi en matière économique et sociale, est vu, systématiquement, comme un indice de déclin de son pouvoir. Or, la Chambre des députés a-t-elle été, à la fin du 19^e siècle, l'instigatrice de la politique économique menée alors (par ex. en la matière si importante des concessions minières) ? C'est dire que certaines facettes de cette vaste problématique restent à creuser.

D'ores et déjà, de l'application de la méthode pluridisciplinaire susmentionnée, combinant science politique et science juridique, résulte une vaste fresque qui décrit la situation actuelle (voire antérieure) de la Chambre des députés dans divers secteurs, depuis son rôle en matière de règlement intérieur (chap. 1), de législation (chap. 2), de politiques économiques, sociales et environnementales (chap. 3), de contrôle budgétaire (chap. 4), de protection des droits de l'homme (chap. 5) et, last but not least, de politique internationale (chap. 6). Comblant une lacune de la littérature, la synthèse ainsi opérée est, à coup sûr, utile et souvent éclairante. Elle pose un cadre général pour toute recherche future sur ce terrain. Sur le fond, l'ouvrage présente aussi quelques faiblesses qui, toutefois, n'entament pas fondamentalement sa valeur. D'abord un angle mort : la question de l'étendue de l'autonomie législative de la Chambre des députés par rapport à ce nouvel acteur qu'est la Cour constitutionnelle est, certes, évoquée (p. 84 ss.), mais elle n'est pas approfondie. Ensuite, il manque, à la fin de l'ouvrage, une bibliographie ; si les références en notes de bas de page sont riches en ce qu'elles permettent notamment de découvrir des documents politiques et des écrits scientifiques parfois peu connus, en particulier sur le Luxembourg, certaines de ces références sont néanmoins inadéquates (notes 282, 283), incomplètes (des « op. cit. » dont on cherchera vainement l'indication première) ou

peu claires (ex. note 421). Enfin, si le juriste que je suis salue la place importante, et parfois centrale, accordée au droit – les analyses en droit parlementaire du chapitre 1^{er}, sous la plume de Ph. Poirier, sont, en l’absence de toute littérature de science juridique, pionnières –, il faut toutefois aussi noter, dans le chapitre 6 rédigé par les politistes les plus jeunes de l’équipe, un certain nombre de formulations approximatives, voire erronées relatives au droit. Des articles clés (ceux de P. Pescatore et de P. Kinsch) sur la place du droit international au Luxembourg ne sont pas cités. Ici on bute sur le défi majeur de toute recherche à ambition interdisciplinaire : savoir utiliser, à bon escient, le langage et les résultats d’une autre science, plus ou moins voisine de la sienne. À cet égard, la meilleure solution est encore, si cela est possible, d’associer des spécialistes des diverses sciences concernées. D’ailleurs, c’est dans cette voie que la Chaire de recherche en études parlementaires s’est engagée de plus en plus résolument ces derniers temps, ce qu’il convient de saluer.

Luc Heuschling

Bernhard SCHNEIDER, Christliche Armenfürsorge. Von den Anfängen bis zum Ende des Mittelalters. Eine Geschichte des Helfens und seiner Grenzen, Freiburg/Basel/Wien 2017; 480 S., 33 Abb.; ISBN 978-3-451-30518-4; 29,99 €.

Als „Studie mit Synthesecharakter“ bezeichnet Bernhard Schneider ganz bescheiden sein Buch, das „vielmehr vorhandenes Wissen (bündelt)“ und „kein neues Wissen im Sinne einer geschichtswissenschaftlichen Spezialuntersuchung (generiert)“ (S. 13). Hervorgegangen ist es aus dem Trierer Sonderforschungsbereich 600 „Fremdheit und Armut. Wandel von Inklusions- und Exklusionsformen von der Antike bis zur Gegenwart“. Einbezogen wurden aber auch Ergebnisse des früheren Trierer SFB 235 „Zwischen Rhein und Maas“, etwa die Arbeiten von Martin Uhrmacher zu den Leprosorien, von Monika Escher-Apsner zu den Bruderschaften, des Rezensenten zu den Hospitälern. Die Syntheseleistung ist auf jeden Fall beeindruckend; davon zeugen allein schon 37 eng bedruckte Seiten Bibliographie. Zu Recht betont der Autor einleitend seinen kirchengeschichtlichen Zugriff auf das Thema. In der Tat zeigt das Buch, dass ohne Kirchengeschichte die Sozialgeschichte der Spätantike und des Mittelalters nicht zu verstehen ist. Das bedeutet nun keineswegs eine rechtfertigende Haltung gegenüber Theologie und Praxis der Kirche in Sachen Armut und Armenfürsorge. Wie jeder Historiker behält auch der Trierer katholische Kirchenhistoriker Schneider seine kritische Distanz zum Untersuchungsobjekt. So macht er in seiner Langzeitanalyse der christlichen Armutstheologie deutlich, dass eher der reiche Spender im Fokus stand, während „die Gruppe der Bedürftigen (...) kaum Profil (gewann)“ (S. 195). Da Reichtum an sich stets als legitim erachtet wurde, sehen viele Prediger und Theologen in der Armut ein Mittel, um Reiche zum Spenden aufzufordern, da das ihnen zum Seelenheil gereiche angesichts ihrer mittels ihres Reichtums begangenen Untaten, während die Armen und Kranken zum demütigen Ertragen ihres von Gott gegebenen Schicksals eingeladen werden. Von einer Aufforderung, die Ursachen der Notlagen zu eliminieren, von einer sozialpolitischen Kritik an den ungerechten Gesellschaftsstrukturen durch die Kirche kann im Mittelalter noch keine Rede sein. Zu diesem Fazit muss man dank der ausführlichen Darstellung des christlichen Diskurses über Armut und Reichtum kommen, den der Autor nach einem einführenden

Kapitel über den diesbezüglichen Diskurs im Alten und Neuen Testament, in vier Zeitschnitten untersucht: in der frühen Kirche der Spätantike, im Frühmittelalter, im Hochmittelalter, im Spätmittelalter. Einleitend werden jeweils knapp die wirtschaftlichen und sozialen Rahmenbedingungen skizziert, bevor jeweils ausführlich Begriffe und theologische Diskurse der Zeit zu Reichtum und Armut präsentiert und diskutiert werden. Das gilt an erster Stelle für die Frage, was die zeitgenössischen Quellen jeweils mit Armut meinten, denn „Arme“ waren nicht immer besitzlos, eher machtlos. Dafür stützt er sich auf theologische Traktate, Bibelkommentare, Predigten, Heiligenviten und ab dem 13. Jh. auf das sich formierende Kirchenrecht. Wichtig ist dem Autor die unterschiedliche Wahrnehmung und theologische Darstellung von freiwilliger, in der Nachfolge Christi gewählter Armut und unfreiwilliger, aufgrund gesellschaftlicher Zustände bedingter Armut. Angesichts der Bedeutung, die Schneider dem theologischen Diskurs über Armut zuschreibt, wäre m. E. „Freiwillige und unfreiwillige Armut in Theologie und caritativer Praxis“ als Haupttitel zutreffender.

Aus der SFB600-Erfahrung heraus hat der Autor ein aufmerksames Auge für die exkludierende Wirkung der Unterscheidung zwischen (der christlichen Fürsorge) würdigen und unwürdigen (z.B. arbeitsfähigen) Armen, eine Debatte, die offensichtlich die Geschichte des Christentums von seinen Anfängen an durchzog und den Untertitel über die Grenzen der Hilfe durchaus rechtfertigt. Exklusion – in erster Linie von ortsfremden Armen – war in der praktischen Caritas auch die Folge der Erstellung von Armenmatrikeln an frühmittelalterlichen Kirchen oder von Bettlermarken in spätmittelalterlichen Städten, aber auch der „Verpfändung“, d.h. der Beschränkung der Hospitäler auf einheimische Pfründner, die für ihre Aufnahme bezahlten, obschon ein Xenodochium wie ein Hospital dem Namen nach zuerst für Fremde bestimmt war. Nichtsdestoweniger muss dem Christentum das Verdienst angerechnet werden, Armenfürsorge als Erstes institutionalisiert zu haben, statt sie wie die pagane Antike der privaten Barmherzigkeit zu überlassen. Indem der Kirchenbesitz zum Gut der Armen deklariert wurde, wurde sie den Bischöfen, den Klostersgemeinschaften, den christlichen Herrschern, aber eigentlich jedem Gläubigen zur Pflicht gemacht. Auf die entsprechenden Einrichtungen (Hospitäler, Armentafeln, Leprosorien, Monti di Pietà, ...) geht der Autor jeweils im letzten Abschnitt seiner vier Großkapitel ein.

Interessant ist Schneiders aus der französischen Forschung übernommene Parallelisierung der „révolution commerciale“ mit der „révolution de la charité“. Das ausgehende 11. Jahrhundert bezeichnet er deswegen als „Wasserscheide in der Geschichte von Armut und Armenfürsorge“ (S. 140). Im Hochmittelalter nimmt vor allem die Debatte über Besitzlosigkeit in Bezug auf die verschiedenen Ordensgemeinschaften breitesten Raum ein, während die spätmittelalterlichen Diskussionen von einem dem Zeitgeist angepassten Verständnis des kirchlichen Zinsverbots dominiert wurden. Den Bettelorden schreibt Schneider in einer schönen Formulierung das Verdienst einer „diskursive(n) Aufwertung der Armen und Ausweitung des gesellschaftlichen Blicks auf die am Rande stehenden Bevölkerungsgruppen“ zu (S. 246f.). Dass schließlich auch die Kommunen den Auftrag zur Armenfürsorge wahrnahmen, wird zurecht als Einfluss des Christentums dargestellt, nicht als Säkularisierung der Caritas.

Angesichts der Fülle des aufgearbeiteten und ausgebreiteten Materials generiert Schneiders Syntheseleistung durchaus „neues Wissen“. Daher mag es kleinlich

klingen sich zu wundern, dass die iberische Halbinsel fast nicht und Frankreich nur wenig vorkommt, obschon der Autor den gesamten lateinischen Westen im Blick hat. Dabei hätte im Abschnitt über die Terminologie zur Bezeichnung von Hospitälern das französische ‚Hôtel-Dieu‘ und ‚Maison-Dieu‘ noch eine interessante Variante mit ins Spiel gebracht (S. 272; vgl. S. 293). Im Zusammenhang mit der zurecht vom Autor als selten betonten medizinischen Hilfe in mittelalterlichen Hospitälern fällt die Abwesenheit der Hospitalstiftungen König Ludwigs IX. des Frommen auf, der u.a. 1260 in Paris das „Hôpital des Quinze-vingts“ für 300 Blinde gründete. Das Herzogtum Luxemburg ist mit je einem Beispiel aus Echternach und Bitburg vertreten; zwei Bilder zum biblischen Caritasgebot stammen aus zwei Echternacher Evangeliaren.

Eine Frage sei gestattet: Wenn der Autor eine Intensivierung der karitativen Diakonie vom Hoch- zum Spätmittelalter feststellt, warum greift er dann nicht den vom Rezensenten eingebrachten Gedanken auf, dass man die verstärkte Hinwendung zur Caritas auch als Verschiebung von der Liturgie zur Diakonie als christlichen Glaubensvollzug interpretieren kann? Statt Klöster, deren Mönchsgemeinschaft für das Seelenheil des Stifters beten sollte, gründete man seit dem 13. Jh. eher Hospitäler für Arme und Kranke, die das Fürbittgebet übernehmen konnten, aber gleichzeitig konnte man einen Beitrag zur Linderung der zunehmenden sozialen Not leisten.

Schneider kommt zum Fazit: „Die Kirchen waren und blieben bis ans Ende des Mittelalters ein Ort der Armen“ (S. 374). Doch „was Armut und Arme sind, wie Christen und Christinnen darauf zu reagieren haben“ (S. 375), das unterlag diachron und synchron vielfältiger Auslegung und Gestaltung und folglich auch der Kontroverse, unter damaligen Theologen wie unter heutigen Historikern. Beide Debatten werden im Buch nicht unterschlagen. Die Darstellung ist keine christliche Erfolgsgeschichte. Die Vielfältigkeit legt Bernhard Schneider sehr überzeugend und nuanciert in einfacher Sprache auf 380 Seiten dar. Sein dezent mit 33 Bildern geschmücktes Buch, das nur 30 € kostet, verdient zweifellos einen großen Erfolg. Der Rezensent wartet gespannt auf die angekündigte Fortsetzung für die Frühe Neuzeit.

Michel Pauly

Die Rechnungsbücher der Stadt Luxemburg, Zehntes Heft 1483-1491, hrg. v. Claudine MOULIN und Michel PAULY (Publications du CLUDEM, 44), Luxemburg, 2018; 184 S.; ISBN: 978-2-919979-33-2; 19 €.

Zwei Jahre nach Veröffentlichung des Bands 9 der Reihe „Die Rechnungsbücher der Stadt Luxemburg“ ist Band 10 mit den insgesamt sechs Jahrgängen 1483-1487, 1488-1489 und 1490-1491 erschienen. Die Kontenbücher der Jahrgänge 1487-1488 und 1489-1490 werden schon seit Längerem im Stadtarchiv Luxemburg vermisst, und es ist zu befürchten, dass es sie leider nicht mehr gibt. Ein elfter Band ist bereits in Bearbeitung. Welche Bedeutsamkeit die Rechnungsbücher in erster Linie für die Erforschung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte der mittelalterlichen Stadt Luxemburg haben, ist schon mehrmals hervorgehoben worden, unter anderem im Beitrag von Michel Pauly in *Ons Stad!*, und muss demgemäß hier nicht mehr in extenso belegt werden. Wie die

¹ PAULY, Michel, „Eine einzigartige Quelle: die mittelalterlichen Rechnungsbücher der Stadt Luxemburg“, in: *Ons Stad!* 112 (2016), S. 46-49.

Publikationen von Andreas Gniffke², Natalia Filatkina³ oder Fausto Ravidá⁴ bezeugen, stößt diese recht rare Quelle auch im Bereich der Sprachforschung auf großes Interesse. Der wissenschaftliche Nutzen, diese mittelalterlichen Rechnungsbücher zu edieren, ist folglich unumstritten, und es ist lobenswert, dass die Stadt Luxemburg das langjährige Projekt recht großzügig unterstützt und somit seine Vollendung ermöglicht.

Allerdings kann die Art der Edition hinterfragt werden. Der Rezensent teilt nämlich mit Günter Katzler mehrere Kritikpunkte, die dieser in seiner Rezension⁵ betreffend die Bände 1-6 geäußert hat. So hätten wir uns ebenfalls ein Begriffsregister und inhaltliche Anmerkungen gewünscht, und wir hätten, im Gegensatz zu Norbert Franz⁶, den Text auch stärker normalisiert, da sich uns der Mehrwert einer strikt diplomatischen Edition, wie im vorliegenden Fall, in vielen Punkten nicht erschließt und dieser Editionstyp das Textverständnis nicht erleichtert. Vor allem wenn eine elektronische Reproduktion der Quelle⁷ inzwischen vorliegt und wenn die Genauigkeit der Transkription, wie wir unten zeigen werden, etwas zu wünschen übrig lässt. Unter anderem hätten wir Nomen wie „winrecht“, auf die die Herausgeber Wert legen⁸ und die in der Quelle manchmal getrennt (S. 164, fol. 20r, Z. 6), aber oft auch zusammengeschrieben (S. 104, fol. 1r, Z. 4) werden, vereinheitlicht und im Apparat eine etwaige Abweichung vermerkt. Auf der anderen Seite ist in der Edition (siehe S. 18) beschlossen worden, das Majuskel-I (vergleiche z. B. mit dem „I“ von „Item“, LU 1 20 R 177, fol. 3r, Z. 1) hauptsächlich bei Namen generell als Minuskel-j (z. B. „johann“, S. 105, fol. 3r, Z. 1) zu schreiben. Sicherlich vereinfacht diese Entscheidung die Arbeit der Editoren, aber sie ist unseres Erachtens nicht im Einklang mit den anderen Editions-kriterien. Diese (siehe S. 17-19) sind, bis auf die zwei letzten Abschnitte, nahezu identisch mit denen aus Band 9 (S. 9-11), was einleuchtend ist, da die Bearbeiter auf Kontinuität und Uniformität setzen.

Einleitend in Heft 10 findet man einen gut recherchierten Beitrag von Nikolaus Ruge über „Zwei Luxemburger Aufführungszeugnisse geistlicher Spiele im 15. Jahrhundert“ (S. 7-16). Dieser befasst sich mit einer Passage im Rechnungsbuch des Jahrgangs 1490-1491 über die Ausrichtung eines geistlichen Theaterstücks sowie mit einem ähnlichen Abschnitt aus dem Jahrgang 1471-1472. Diese zwei knappen Erwähnungen sind gerade deshalb von großer Bedeutung, da laut Ruge (S.

² GNIFKE, Andreas, Die Personennamen der Stadt Luxemburg von 1388 bis 1500. Namenbuch und namenkundliche Analyse auf Basis der Rechnungsbücher der Stadt Luxemburg, Dissertation, Université du Luxembourg und Universität Trier, 2010 (URL: ubt.opus.hbz-nrw.de/volltexte/2017/1016/pdf/gniffke.pdf).

³ FILATKINA, Natalia, Variation im Bereich der formelhaften Wendungen am Beispiel der Luxemburger Rechnungsbücher (1388-1500), in: ELSPASS, Stephan und NEGELE, Michaela (Hg.), Sprachvariation und Sprachwandel in der Stadt der Frühen Neuzeit, Heidelberg, 2011, S. 79-95.

⁴ RAVIDA, Fausto, Graphematisch-phonologische Analyse der Luxemburger Rechnungsbücher (1388-1500). Ein Beitrag zur historischen Stadtsprachenforschung, Heidelberg, 2012.

⁵ KATZLER, Günter, „Rezension von Die Rechnungsbücher der Stadt Luxemburg, Heft 1-6“, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 123 (2015), S. 454-456.

⁶ FRANZ, Norbert, „Rezension von Die Rechnungsbücher der Stadt Luxemburg, Heft 6“, in: Hémecht 65/2 (2013), S. 236.

⁷ Siehe URL: bit.ly/2KSYRFV.

⁸ Siehe MOULIN, Claudine, „Zeichen und ihre Deutung. Zum handschriftennahen Edieren schriftlicher Quellen in interdisziplinärem Kontext. Text, Materialität und Edition in interdisziplinärem Zusammenhang“, in: Die Rechnungsbücher der Stadt Luxemburg, Sechstes Heft 1467-1473, hrsg. v. Claudine MOULIN und Michel PAULY (Publications du Cludem, 33), Luxemburg 2012, S. 9-17, hier S. 14.

8) „hier erstmals der Beginn einer – noch ungeschriebenen – Luxemburger Theatergeschichte fassbar wird“. Leider liefern die spätmittelalterlichen Einträge zu dem Maria-und-Josef-Spiel sowie zu dem Joachim-und-Anna-Spiel (im Quellentext nicht wie angegeben „jochem“ [S. 7 und 177] oder „jochenn“ [S. 8], sondern „jochym“ oder „jochijm“ [siehe Farbreproduktion auf S. 6]) nicht genügend Details, so dass der Inhalt oder die Form der Stücke größtenteils im Dunkeln bleiben. Das ist umso bedauerlicher, da im Korpus der deutschsprachigen geistlichen Spiele des Mittelalters bisher kein Text vertreten ist, der Maria und Josef im Titel nennt.

Erwartungsgemäß geben die meisten Abschnitte im Band 10, wie in den vorherigen, Aufschluss über anfallende Arbeiten oder Materiallieferungen:

„Ite(m) han ich gebe(n) lyncken fone daz er zwey⁹ foder holtz gehauwe(n) hat jn daz Raithuß“ (S. 95).

Neben dem geistlichen Spiel gibt es aber auch weitere, freilich eher spärliche Einträge, die andere Aspekte der Sozialgeschichte beleuchten. So wie der Abschnitt, den 25. Juli 1486 betreffend, der belegt, dass sich die Stadtbevölkerung in dieser Zeit keineswegs in Sicherheit wog (S. 97):

„Ite(m) wart geordenirt durch [die] geiftelicheit vnd Richte(r) vnd geRicht daz ma(n) eyn p(ro)cellfe zu mu(n)fte(r) ginge uff fent jacobs dach got de(n) h(e)re(n) zo biede(n) vor eyne(n) ge[=] meyne(n) frede(n) vur pestelentzie vnd andere(n) mißwaiß dede der pryor zo de(n) predigere(n) eyn fermon zo mu(n)fter han ich jm gebe(n) van befelh dez Richters vnd geRichtz 5 ft macht“

François Lascombes, der die Kontenbücher für die Zusammenstellung seiner Chronik der Stadt Luxemburg intensiv benutzt hat, erwähnt diese Prozession, notiert allerdings leicht abweichend: „zo Munster God den herren zo bieden vor eynen gemeynen freden, vur pestilentzie und anderen miszwaisz“.¹⁰

Wie bereits erwähnt und wie den wiedergegebenen Auszügen zu entnehmen ist, haben sich die Verantwortlichen der Edition für eine „möglichst detailgetreue Dokumentation des Originaltextes“ (S. 17) entschieden, dies mit dem klaren Ziel, die Quelle für weitere Untersuchungen zugänglich zu machen. Obwohl wir dieser Herangehensweise nicht in allen Punkten zustimmen, ist diese Entscheidung natürlich zu respektieren. Jedoch, wenn man den Text originalgetreu reproduzieren möchte, dann muss die Transkription auch einheitlich sein und möglichst keine Fehler enthalten, was in diesem Heft leider nicht immer gelungen ist. Selbstverständlich ist der Anspruch auf Perfektion eine Illusion, doch hier sind an einigen Stellen viele Fehler oder Inkonsistenzen (z. B. ß/sz- oder z/tz-Schreibweise, Groß- und Kleinschreibung oder Auflösung von Abkürzungen) anzutreffen. So ist unter anderem im Abschnitt über die Prozession zu Altmünster (oben bereits korrigiert) der Artikel „die“ vergessen worden, auf S. 76, fol. 8v, Z. 16 fehlt „macht“ und auf S. 141, fol. 5r, Z. 9 fehlt „der“. Ebenso müsste auf S. 107, fol. 5r, Z. 7, 20 und 22-23 „hatte“, „bafthenoch“, „schrijber“ und „waere(n)“ anstatt „hait“, „bafthenach“, „fchriber“ und „warre(n)“ zu lesen sein. Ähnliche Fehler finden sich häufig, und

⁹ Hier gegebenenfalls als „zwey“ zu schreiben, siehe S. 95, fol. 24v, Z. 21 oder S. 96, fol. 25v, Z. 17.

¹⁰ LASCOMBES, François, Chronik der Stadt Luxemburg, Bd. 2: 1444-1684, Luxemburg, 1976, S. 190.

der Rezensent stellt gerne seine Liste der Errata zur Verfügung, falls eine Neuauflage oder eine Online-Veröffentlichung geplant ist. Sicherlich verändern diese Irrtümer den Sinn des Textes kaum, in ihrer Anzahl sind sie aber störend und passen nicht ins Konzept der strikten Wiedergabe des Originaltextes. Viele sind Flüchtigkeitsfehler und wären durch sorgfältigeres Korrekturlesen vermeidbar gewesen. Wir wünschen uns deshalb, dass beim Band 11 auf diesen Punkt geachtet wird. Das Bereitstellen einer elektronischen Fassung des Gesamttextes wäre auf lange Sicht auch ein Desiderat. Im Übrigen sollte das Stadtarchiv einige unscharfe Digitalisate der Kontenbücherseiten auf seiner Webseite¹¹ durch bessere ersetzen.

Max Schmitz

Quellen zur Landesgeschichte der Rheinprovinz im 19. und 20. Jahrhundert. Teil 2: Oberpräsidium und Regierungsbezirk Koblenz, bearb. v. Dieter HECKMANN (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz; Arbeitsberichte 19), Berlin: Selbstverlag des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, 2016, 353 S. inkl. Orts- und Personenindex; ISBN 978-3-923579-20-04; 20 €.

Zehn Jahre nach dem Erscheinen des ersten Teils der „Quellen zur Landesgeschichte der Rheinprovinz im 19. und 20. Jahrhundert“ zum Regierungsbezirk Trier wurde 2016 der zweite Teil zum benachbarten Regierungsbezirk Koblenz veröffentlicht. Dieser erschließt die im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz verwahrte Aktenüberlieferung der dem Oberpräsidenten der Rheinlande und dem Präsidenten des Regierungsbezirks Koblenz unterstellten Verwaltung der ehemaligen preußischen Rheinprovinz.

Der Band ergänzt das bereits 1996 vom Landeshauptarchiv Koblenz veröffentlichte zweibändige Inventar des Bestandes „Oberpräsidium der Rheinprovinz“ und eröffnet der Forschung nun einen willkommenen Zugang zu der großen Fülle des überlieferten Materials. So etwa zu den Bereichen „Inneres“, „Finanzen“, „Wirtschaft und Verkehr“, „Kultus“ und „Justiz“. Die Spannweite der behandelten Themen reicht von „Polizei und Zensur“, „Unruhen und Separatistenbewegungen“, „Aufstände und Tumulte“ über „Gebietsveränderungen“, „Kirchen- und Schulsachen“, „Volksfeste und Feierlichkeiten“, „Armen- und Krankenwesen“ bis hin zu „Wissenschaft und Kultur“, „Wirtschaftsförderung“ und „Rundfunk“, um nur einige Beispiele zu nennen. Die Quellenrecherche wird dadurch zukünftig sehr erleichtert.

Unberücksichtigt bleiben lediglich Karten und Pläne, die unmittelbar über die Archivdatenbank des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz online recherchierbar sind, sowie Familienarchive, Bestände der Freimaurerlogen und andere Nachlässe, die bereits über eigenständige Veröffentlichungen erschlossen sind.

Der Berichtszeitraum setzt ein im Jahr 1822 mit der Gründung der Rheinprovinz, der Einsetzung des in Koblenz angesiedelten Oberpräsidenten sowie der Einrichtung des Regierungsbezirks Koblenz. Ein einleitendes Kapitel berücksichtigt jedoch auch die „Übergangszeit 1806-1815/1819“ und die Vorgängerbehörden der

¹¹ Z. B. URL: bit.ly/2Ld87sG.

Rheinprovinz ab 1815. Die Überlieferung endet in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre mit der Auflösung der preußischen Provinz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges.

Die sehr übersichtliche Gliederung der erfassten Bestände ermöglicht einen zuverlässigen und raschen Überblick über das Inventar. Sie beruht auf der Grobgliederung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, die vom Bearbeiter aber durch die Schaffung zusätzlicher Oberbegriffe und eine weitere, feinere Untergliederung für die Nutzung optimiert wurde. Dadurch lässt sich einerseits die bemerkenswerte thematische Breite der Überlieferungen sowie gleichzeitig die umfassende administrative Durchdringung der räumlichen und sozialen Strukturen durch die staatliche Administration teils bis in kleinste lokale und familiäre Strukturen hinein erfassen. Hier bieten sich viele Anknüpfungspunkte für regionalgeschichtliche Fragestellungen.

Aus luxemburgischer Sicht liefert der zweite Band der Reihe weniger direkte Quellenbezüge als noch der erste Band zum benachbarten Regierungsbezirk Trier. Da dieser seit 1815 alle ehemals luxemburgischen Gebiete östlich von Mosel und Sauer umfasste, gab es hier eine Vielzahl von Beziehungen und engen Kontakten, die sich auch im Verwaltungsschriftgut widerspiegeln. Allerdings finden sich auch im zweiten Band zum Regierungsbezirk Koblenz Hinweise auf Quellen mit Bezug zu Luxemburg. So zum Beispiel zur Ordensniederlassung der Dominikanerinnen auf Limpertsberg sowie zur „Regelung der Fischereiverhältnisse zwischen Preußen und Luxemburg und Beteiligung Frankreichs an der Hebung der Lachszucht im Moselgebiet“. Das Quelleninventar kann auch gut für familienkundliche Forschungen genutzt werden; denn für den Zeitraum des Bestehens der Rheinprovinz stellten Deutsche die mit Abstand größte Gruppe von Einwanderern nach Luxemburg. Hilfreich ist hierzu das umfangreiche Personen- und Ortsregister, über das der Band sehr gut erschlossen ist. Schließlich ermöglicht das Quelleninventar auch eine zielgerichtete und unkomplizierte Suche nach Beständen, die für einen eventuellen transnationalen Vergleich luxemburgischer und preußisch/deutscher Verhältnisse im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geeignet sind. Der Band erweist sich somit als wertvolles Hilfsmittel für die landeskundliche Forschung in der Großregion.

Martin Uhrmacher

Alexander HILPERT, Archäologie im Grenzraum Saar-Lor-Lux. Altertumsforschung, Vernetzung und Identitätskonstruktion in den regionalen Geschichtsvereinen des 19. Jahrhunderts (Geschichte & Kultur. Kleine Saarbrücker Reihe, 5), Trier: Kliomedia, 2016; 190 S.; ISBN 978-3-89890-197-0; 32 €.

Alexander Hilpert behandelt in seinem Buch ein Stück Geschichte der Großregion des 19. Jh. Er setzt an bei der Tätigkeit der Geschichts- und Altertumsvereine in Metz, Trier und Luxemburg. Hilpert wählt eine vergleichende und transnationale Perspektive, wenn er die soziale Zusammensetzung der Geschichtsvereine, die Vernetzung ihrer Forscher, die Rezeption der Forschungsergebnisse sowie die Bedeutung der Vereine speziell für die Erforschung der Archäologie der römischen Provinzen untersucht. Wie ein roter Faden durchzieht das Buch die Frage nach der identitätsstiftenden Funktion der archäologischen Forschung auf lokaler und

regionaler Ebene. In diesem Zusammenhang untersucht Hilpert auch, ob die Kontakte der Forscher und ihrer Vereine die Saar-Lor-Lux-Region zu einem gemeinsamen Kulturraum zusammenwachsen ließen.

Im ersten Kapitel widmet sich Hilpert der Entstehung und Entwicklung der Vereine in ihrem politischen Kontext. Den Rahmen bilden Französische Revolution, Wiener Kongress, 48er-Revolution, Kulturkampf und Deutsch-Französischer Krieg. Hilpert gelingt es, sehr anschaulich die Verflechtung von Vereinswesen und Politik zu zeigen. So schlug sich die Verbindung zu Frankreich in Trier als der Hauptstadt des *Departements de la Sarre* im Jahr 1801 in der Gründung der *Société des Recherches utiles* nieder. Diese war nach dem Vorbild der französischen Akademien gegründet worden, wobei die sog. nützlichen Forschungen überwogen und die Erforschung der Altertümer anfangs nur eine untergeordnete Rolle spielte. Eine Konkurrenz erwuchs dem Trierer Verein vor allem durch den 1841 gegründeten Bonner *Verein von Alterthumsfreunden im Rheinland*, der seine Untersuchung auf den Raum des „Stromgebietes des Rheins und seiner Nebenflüsse von den Alpen bis an das Meer“ ausgedehnt hatte. Diese Konkurrenz führte letztendlich zur Gründung der Provinzialmuseen in Trier und Bonn und zur Publikation eigener Vereinszeitschriften. Konkurrenz spielte auch bei der Gründung des Metzter Altertumsvereins eine Rolle. 1849 gründete sich in Nancy die *Société d'Archéologie de Lorraine* und 1858 in Metz die *Société d'Archéologie et d'Histoire de la Moselle*. Der Deutsch-Französische Krieg und die Annexion Elsass-Lothringens ging auch am Metzter Altertumsverein nicht spurlos vorüber: Konfessionelle und nationale Gegensätze führten 1889 zur Auflösung des Metzter Altertumsvereins und zur Gründung der *Gesellschaft für Lothringische Geschichte und Altertumskunde*. Ziel war u.a. die Stiftung einer deutsch-lothringischen Identität und die Integration von Altdeutschen und Alteingesessenen.

Im Großherzogtum Luxemburg setzte erst nach 1839, also nach der Abtrennung der deutschsprachigen Gebiete von der belgischen Provinz Luxemburg, eine Erforschung der Altertümer in größerem Stil ein. Aus dieser Zeit stammt z.B. August Neyens Edition von Alexander Wiltheims *Luciliburgensia sive Luxemburgum Romanum*. 1844 wurde die *Société pour la Recherche et la Conservation des Monuments Historiques dans le Grand-Duché* gegründet. Durch die Auswahl der Mitglieder achtete man darauf, die Verbindung zur niederländischen Regierung zu behalten. So übernahm Wilhelm II. auch die Schirmherrschaft dieser Gesellschaft. Da der Untersuchungsraum des Vereins auch die Teile des alten Herzogtums Luxemburg umfasste, begegnete man dem Phänomen in Belgien mit der Gründung eines eigenen Altertumsvereins in Arlon. Im Rahmen des Konflikts zwischen der katholischen Kirche, liberalen Kräften und der protestantischen Regierung wurde schließlich ein eigener *Christlich archäologisch-historischer Verein für die Diözese Trier* sowie die *Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst* ins Leben gerufen. Nach der Einrichtung eines apostolischen Vikariates – und Streitigkeiten über religiöse Themen mit dem Altertumsverein – gründete sich in Luxemburg nach dem Trierer Vorbild ebenfalls ein eigener christlicher Kunstverein.

Im folgenden Kapitel beschäftigt sich Alexander Hilpert mit den wichtigsten Ausgrabungen, an denen die Vereine beteiligt waren, sei es, dass sie selbst die Ausgrabungen durchführten oder diese mitfinanzierten. Lediglich der Luxemburger

Verein hatte nicht die finanziellen Möglichkeiten, eigene Grabungen durchzuführen, und auch die Regierung war nur schwer dazu zu bewegen, in die Denkmalpflege zu investieren. Hier waren es eher die Lokalvereine, die diese Aufgabe übernahmen. Viele Funde, die in den Vereinszeitschriften publiziert wurden, stammten von Privatleuten und wurden dann von den Vereinsarchäologen interpretiert, die auf diese Weise ihren Beitrag zur Konstruktion von lokalen und regionalen Identitäten leisteten. Welche Bedeutung die Archäologie für die regionale Identität entwickeln konnte, zeigt Alexander Hilpert anschaulich am Beispiel des Streites um die Echtheit der Nenniger Inschriften. Dieser Streit wurde nicht nur international unter Fachwissenschaftlern ausgetragen, sondern auch unter Beteiligung der Bonner und Trierer Altertumsvereine. Hilpert kann anhand der Liste der Autoren, die in den Vereinszeitschriften publizierten, auch zeigen, welchen Beitrag die Vereine zur Integration Zugewanderter leisteten. Am höchsten war der Anteil der Auswärtigen in Metz (43 %). Der exklusivste Verein war Luxemburg mit 10 % Autoren, die von außerhalb Luxemburgs stammten. Die soziale Zusammensetzung der Autoren schlug sich zudem in den Forschungsthemen nieder. So waren z.B. in Luxemburg unter den Autoren v.a. Geistliche, Beamten und Juristen sowie Ärzte und Techniker vertreten. Der Anteil an Professionellen / Fachwissenschaftlern war hier geringer als in Metz und Trier. Militärangehörige, Kaufleute und Förster fehlten dagegen völlig. Im Zuge der zunehmenden Professionalisierung und Institutionalisierung der Altertumswissenschaften boten die Vereine auch weiteren Teilen der Bevölkerung die Möglichkeit, einen Beitrag zur Wissenschaft zu leisten.

Hilpert kann aber auch zeigen, dass die Tendenz in den Vereinen hin zu einer Regionalisierung ging: Während anfangs die wissenschaftlichen Beziehungen unter den Vereinen sehr eng waren, nahmen die Mitgliederüberschneidungen sukzessive ab, die Vereinspublikationen wurden weniger wahrgenommen, grenzüberschreitende Untersuchungen fehlten gegen Ende des 19. Jh. völlig. Diese Tendenz zur Regionalisierung lässt sich auch an den unterschiedlichen Identitätsmustern ablesen. Während sich alle drei untersuchten Regionen auf die kulturellen Leistungen der römischen Antike beriefen, versuchte man speziell in Trier und Luxemburg eine möglichst frühe Christianisierung nachzuweisen. Welchen Einfluss der jeweilige politische Kontext auf die Konstruktion regionaler Identitäten hatte, verdeutlicht Hilpert am Beispiel der ethnischen Zuordnung der Treverer. So ordneten die Trierer Forscher die Treverer im Zuge der wachsenden Spannungen zwischen Deutschland und Frankreich den Germanen zu. Besonders stark bildete sich die ethnische Zuschreibung der Treverer im luxemburgischen Selbstverständnis ab: Zur Zeit der sog. Luxemburg-Krise um das Jahr 1867 zählte man die Treverer zu den Kelten und nicht zu den Germanen. Kurze Zeit später – nach dem Abzug der preußischen Truppen – interpretierte man sie als Mischvolk, was wiederum die Auffassung, Luxemburg sei eine Mischkultur, spiegelt. Andere Forscher sprachen dagegen explizit von den Treverern als den germanischen Vorfahren der Luxemburger. In Metz wurden die Mediomatriker nach der Annexion Lothringens zu Kelten, während die Treverer Germanen blieben.

Alexander Hilpert ist es somit nicht nur gelungen, einen spannenden Überblick zur Vereinsgeschichte des SaarLorLux-Raumes zu liefern, er bietet auch differenzierte und neue Einblicke in die Identitätsgeschichte der Großregion.

Andrea Binsfeld

Roger MULLER, Dicks – Rodange – Lentz. Die Geschichte ihrer literarischen Beziehungen, Mersch: Centre national de littérature, 2017, 320 S.; ISBN: 978-2-919903-52-8; 25 €.

Die Schriftsteller Dicks (Edmond de la Fontaine, 1823-1891), Michel Rodange (1827-1876) und Michel Lentz (1820-1893) gelten gemeinhin als die drei „Nationaldichter“ Luxemburgs. Nicht selten ist dabei von einem literarischen „Dreigestirn“ die Rede.¹ Umso merkwürdiger scheint es, dass die literaturwissenschaftliche Forschung zwar zahlreiche Einzelstudien zu jedem der drei Autoren hervorgebracht, der persönlichen und literarischen Beziehung zwischen den drei „Nationaldichtern“ bisher jedoch kaum Aufmerksamkeit geschenkt hat (S. 8). Mit dem 2017 vom „Centre national de littérature“ (CNL) herausgegebenen Buch *Dicks – Rodange – Lentz. Die Geschichte ihrer literarischen Beziehungen* konnte der Literaturwissenschaftler Roger Muller diese Forschungslücke schließen. Dabei zeigt Muller – von 1996 bis 2008 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am CNL tätig und ein profilierter Kenner der Luxemburger Literatur des 19. Jahrhunderts –, dass das Verhältnis zwischen den drei Schriftstellern bei Weitem nicht so eng und konfliktfrei war, wie es die Rede vom „Dreigestirn“ sowie die offizielle Gedenkkultur (z.B. Dicks-Lentz-Monument) vermuten lässt.

Das Buch umfasst drei große Kapitel, die jeweils einer Zweierbeziehung gewidmet sind: Dicks – Lentz (S. 10-119), Lentz – Rodange (S. 120-199) und Rodange – Dicks (S. 200-266). Das erste Kapitel ist nicht zufällig das umfangreichste: Während sich Dicks und Lentz im Rahmen ihrer Mitarbeit bei der „Société de gymnastique“ („Gym“) kennenlernten, kann eine persönliche Bekanntschaft zwischen dem aus Waldbilling stammenden Rodange und den zwei Schriftstellern aus der Hauptstadt nicht belegt werden. Für die Beschreibung der Beziehungen zwischen Lentz und Rodange sowie zwischen Rodange und Dicks konnte Muller somit ausschließlich auf literarische und intertextuelle Bezüge in den Werken zurückgreifen – was diese zwei Kapitel jedoch keinesfalls weniger interessant macht.

Im ersten Kapitel seines Buches zeichnet Roger Müller die Beziehung zwischen Dicks und Michel Lentz nach, die sich von einer anfänglichen gegenseitigen Wertschätzung schon bald zu einem von Neid bestimmten Konkurrenzverhältnis entwickelte. Dabei erscheint vor allem das lentzsche Frühwerk in einem unerwarteten Licht: Indem Muller anhand von Textbeispielen illustriert, dass auch Lentz als Satiriker debütierte, übt er Kritik an der „einengenden Darstellung des Dichters Michel Lentz [...], der heute fast nur noch als Autor patriotischer Gesänge wahrgenommen wird“ (S. 19). Darüber hinaus betont Muller „die Rolle von Michel Lentz als Wegbereiter für das dickssche *Koméidistéck*“ (S. 67), die bisher unbeachtet geblieben ist. Er widerlegt somit die von Fernand Hoffmann geprägte und auch heute noch gängige Annahme, Dicks’ Einakter *De Scholtscheïn* habe „in Luxemburg keinen eigentlichen Vorläufer“ (Hoffmann, zitiert nach Muller, S. 66). Indem Muller Lentz als den eigentlichen „Pionier des luxemburgischen Theaters“ (S. 67) bezeichnet, leistet er eine Neubewertung eines wichtigen Kapitels Luxemburger

¹ Vgl. beispielhaft: Nic. WELTER: Der Dichter der luxemburgischen Mundart. Luxemburger Wort, 10.04.1906; Mimo: Skizzen und Bilder. In: Obermosel-Zeitung, 05.10.1946; Presse- und Informationsdienst der Luxemburger Regierung: Apropos... Literatur in Luxemburg, 2008. In: <http://luxembourg.public.lu/de/publications/a/apropos-litterature/ap-litterature-2008-DE.pdf>.

Theaterhistoriografie. Während sich die Beziehung zwischen Dicks und Lentz zunächst durch eine kollegiale Zusammenarbeit auf der Bühne der „Gym“ auszeichnete, stellt Muller eine bereits ab 1855 einsetzende und „nur schwer zu erklärende Kehrtwende“ fest, die er auf „persönlich[e] Verletzungen“ und „Eitelkeiten“ (S. 81) zurückführt und die in einen regelrechten „Dichterstreit“ (S. 88) mündete. Das Kapitel schließt passenderweise mit einer Analyse des Gedichtes „Wie get Kapèllemëschter“, in dem Lentz einen – auf sein Verhältnis zu Dicks übertragbaren – Konkurrenzkampf zwischen Künstlern beschreibt.

Die Beziehung zwischen Michel Lentz und Michel Rodange war durch eine ähnliche Entwicklung geprägt: Im zweiten Kapitel seines Buches erläutert Muller, wie die anfängliche Bewunderung Rodanges für den sechseinhalb Jahre älteren Lentz allmählich in Konkurrenz und Kritik umschlug. So kann der Literaturwissenschaftler belegen, dass Lentz' *Ons Heemecht* eng an das zwei Jahre zuvor von Rodange publizierte deutschsprachige *Bundeslied* angelehnt ist – ein Umstand, mit dem Rodange, wie Muller anschaulich zeigt, später im *Lidd vun der Grasmësch* (XIV. Gesang des Renert) abrechnete (S. 177f.). Lentz erreichte seinerseits bei dem Herausgeber des *Courier du Grand-Duché de Luxembourg*, dass ab 1864 Rodanges deutschsprachige Gedichte nicht mehr gedruckt wurden (S. 161f.). Darüber hinaus betont Muller die Bedeutung des Ettelbrücker Musikfestes vom 5. Juni 1864 für die literarischen Karrieren der zwei Autoren, aber auch für deren Verhältnis zueinander: Während durch die Uraufführung von *Ons Heemecht* die Grundlagen für Lentz' Ruhm als Nationaldichter gelegt wurden, kam Rodanges geplanter deutschsprachiger Auftritt aus unbekanntem Gründen nicht zustande (S. 166ff.). Letzterer zog wichtige künstlerische Konsequenzen aus dieser Enttäuschung: „Das Musikfest in Ettelbrück scheint ihm deutlich gemacht zu haben, welche unschätzbaren Vorteile die Wahl des Luxemburgischen für ein patriotisches Lied hatte. [...] Luxemburgisch spielt in der Tat erst ab 1864 eine wichtige Rolle im Leben von Rodange [...]. Ab dem Zeitpunkt kam es zu einer einschneidenden Zäsur in seinem literarischen Schaffen.“ (S. 173)

Das dritte Kapitel, das dem Verhältnis zwischen Michel Rodange und Dicks gewidmet ist, zeigt, dass sich beide Autoren – trotz ihres sehr unterschiedlichen privaten und literarischen Werdegangs – gegenseitig aufmerksam lasen und schätzten. Auf der einen Seite weist Muller nach, dass Dicks nicht nur ein aufmerksamer Leser des Renert war, sondern diesen auch „konsequent als Fundgrube für sein Wörterbuch“ (S. 215) nutzte und als Quelle zitierte. Dabei kann der Literaturwissenschaftler zeigen, dass Dicks nicht nur die von Rodange in Fußnoten erläuterten Begriffe übernahm, sondern zusätzlich auch solche Wörter einbezog, die ihm selbst nicht geläufig waren. Darüber hinaus verarbeitete Dicks seine *Renert*-Lektüre auch kreativ, so z. B. im Gedicht *De Wellefchen an de Fischen* (S. 219-226). Auf der anderen Seite arbeitet Muller intertextuelle Parallelen zwischen dem *Renert* und einigen Werken von Dicks heraus (v.a. *D'Vulleparlament am Grengewald*, *D'Kiermesgësch*), die er als bewusste Hommage von Rodange an Dicks deutet (S. 229 und 236) und die offenbaren, „dass Dicks für Rodange in einem viel größeren Ausmaß literarische Bezugsperson war, als man bisher wahrhaben wollte“ (S. 231). Dies lässt sich auch an den – bisher kaum untersuchten – orthographischen Besonderheiten im *Renert* nachweisen (S. 237-243).

Mit *Dicks – Rodange – Lentz. Die Geschichte ihrer literarischen Beziehungen* hat Roger Muller ein Buch vorgelegt, das literatur- und sprachhistorisch interessierte Leser:innen gleichermaßen anzusprechen vermag. Dabei sticht vor allem die detaillierte philologische Arbeit hervor, die einerseits auf der Auswertung von neuen Quellen beruht und andererseits durch präzise Lektüren der Primärtexte bereits vorhandene Studien weiterführt, ergänzt und punktuell widerlegt. Letzteres scheint unerlässlich gerade in einem kleinen Literaturfeld, in dem die Rezeption eines Autors nicht selten über lange Zeit von einzelnen Personen maßgeblich beeinflusst wird. Leider ist Roger Muller im Jahr 2016 verstorben, bevor er seine Arbeit am Buch fertigstellen konnte. Es ist als ein Glück zu bezeichnen, dass seine Freunde und Kollegen dafür sorgten, dass seine Forschungsergebnisse den Weg an die Öffentlichkeit fanden.

Fabienne Gilbertz

Henri WEHENKEL, *Entre chien et loup*, Luxembourg: Éd. d’Lëtzebuurger Land, 2017, 304 p. ; ISBN 978-99959-949-4-5 ; 29 €.

Avant la chute du Mur, l’enseignant et historien Wehenkel a été une cheville ouvrière du Centre Jean Kill, proche du parti communiste luxembourgeois¹, qui a notamment publié les « *Beiträge zur Geschichte der Kommunistischen Partei Luxemburgs* » en 1981². Leur ton apologétique se retrouve dans la brochure de Wehenkel « *Die russische Revolution aus Luxemburger Sicht* » de 1978³ ou dans sa documentation « *Der antifaschistische Widerstand in Luxemburg* » qui a suivi en 1985⁴. Ce n’est qu’avec « *D’Spueniekämpfer* » de 1997⁵ qu’on remarque un certain détachement idéologique qui s’accentue avec les années. Il représente ainsi un communisme intellectuel ancré dans le Bildungsbürgertum luxembourgeois, mais également une historiographie de gauche qui s’éloigne peu à peu d’une approche partisane tout en voulant poser un regard critique sur l’évolution de la société luxembourgeoise.

Avec « *Entre chien et loup* », une compilation d’articles de Wehenkel parus dans l’hebdomadaire libéral de gauche « *D’Lëtzebuurger Land* » entre janvier 2014 et mars 2017, Wehenkel se détourne définitivement de son objet d’étude de prédilection, la Gauche politique. Il présente, après une préface de l’historiographe belge José Gotovitch et une introduction de l’auteur, seize portraits de personnages du 20^e siècle d’appartenances idéologiques les plus diverses, à savoir Théo Kerg, Pierre Schmit, Jos Lauer, Jean-Pierre Robert, Pierre Moll, Camille Dennemeyer,

¹ Voir THOMAS, Adrien: Grand entretien avec l’historien Henri Wehenkel, in: d’Lëtzebuurger Land (15.12.2017) et (22.12.2017), URL: <http://www.land.lu/page/article/681/333681/FRE/index.html> et <http://www.land.lu/page/article/711/333711/FRE/index.html> (consultés le 14.7.2018).

² CENTRE JEAN KILL, 1921-1981. *Beiträge zur Geschichte der Kommunistischen Partei Luxemburgs*, Luxembourg: Centre Jean Kill, 1981.

³ WEHENKEL, Henri, *Die russische Revolution aus Luxemburger Sicht*, Luxembourg: Éd. COPÉ, 1978.

⁴ WEHENKEL, Henri, *Der antifaschistische Widerstand in Luxemburg. Dokumente und Materialien*, Luxembourg: Éd. COPÉ, 1985.

⁵ WEHENKEL, Henri, *D’Spueniekämpfer. Volontaires de la guerre d’Espagne, partis du Luxembourg*, Dudelange: Centre de documentation sur les migrations humaines, 1997.

Josef Schmithüsen, Pierre Prüm, Léon Laval, Martin Schiltz, Emile Boeres, Henri Meier-Heucké, Jean Comes, Pierre Cariers, Konrad Olinger et les père et fils Pierre et Victor Ackermann. La publication est complétée par un glossaire expliquant les spécificités luxembourgeoises de l'époque ainsi qu'un index des noms. Le titre du livre de Wehenkel ne renvoie pas seulement au flou de la période de guerre ou d'après-guerre, où l'on a parfois puni des innocents et laissé filer des coupables, mais aussi au flou idéologique de ces personnalités : dans leurs biographies se mêlent altruisme et utilitarisme, courage et lâcheté, fermeté et insouciance morale.

En lisant, avec curiosité et intérêt, les seize portraits esquissés par Henri Wehenkel, on se pose en premier lieu la question du sens du mot « collaboration ». Dans son introduction, Wehenkel écrit : « Tout n'était pas clair tout de suite pour tout le monde. Il y avait des illusions, des calculs, différentes formes de réalisme qui s'apparentaient à de la capitulation. On pouvait être à la fois résistant et collaborateur, résistant à certains moments et collaborateur à d'autres, résistant la nuit et collaborant le jour » (p. 19).

Wehenkel refuse de livrer une définition voire une catégorisation du phénomène de la collaboration. On peut suivre ou ne pas suivre cette approche, la trouver courageuse ou superficielle. La question du choix des seize personnages reste néanmoins entière. José Gotovitch constate, dans sa préface, que l'auteur s'intéresse surtout à des hommes issus de la moyenne voire de la haute bourgeoisie, même s'il ne délaisse pas complètement d'autres catégories sociales. Mais pourquoi ne présente-t-il que des hommes ? Les femmes de l'époque ne présentaient-elles pas d'intérêt à ses yeux, ou n'apparaissaient-elles pas dans les fonds et archives consultés ? Pourquoi l'auteur a-t-il inclus un seul non-Luxembourgeois dans sa série ? Pourquoi ne pas avoir présenté le cas du communiste invétéré Jos Grandgenet, dont Wehenkel avait écrit en 2009 : « Pendant la période de l'évacuation en mai-juin 1940, il fit fonction de maire. La direction clandestine du Parti lui en tint rigueur et le condamna lors du congrès clandestin de la forêt de Steinsel en avril 1941. Condamnation à mort selon la presse socialiste d'après-guerre, exclusion du Parti et mise en quarantaine sans aucun doute. Grandgenet mena, à partir de juillet 1941, une vie clandestine en s'affiliant, en désespoir de cause, aux réseaux de la résistance dite bourgeoise. Il reprit contact avec la résistance communiste en 1943⁶. »

Il y a des raisons prosaïques au choix des portraits, ce que Wehenkel admet volontiers : « Les seize personnages ciblés avaient en commun d'avoir été accusés, à tort ou à raison, de collaboration et qu'il existait à leur sujet suffisamment de documents pour pouvoir les situer, pour dire leurs motifs, leurs discours et leurs actes, pour savoir qui étaient leurs amis et leurs ennemis, pour reconstituer l'ensemble de leur trajectoire, les hiérarchies, les rapports de force, les échelles de valeurs. » (p. 20) On en déduit une méthode de travail qui consiste à constituer, sur la base d'une lecture d'archives méticuleuse et patiente, des « dossiers » sur des personnages-clés et d'assembler ainsi les pièces d'un puzzle restant toujours incomplet mais créant néanmoins une image plausible de l'évolution des personnages choisis. Le

⁶ Le cas de Grandgenet est seulement effleuré p. 230. Voir cependant WEHENKEL, Henri : Grandgenet Joseph, in : Le Maitron. Dictionnaire biographique, Mouvement ouvrier, mouvement social, URL : <http://maitron-en-ligne.univ-paris1.fr/spip.php?article73218> (consulté le 10.3.2016).

travail de recherche partant des dossiers d'épuration comporte néanmoins le risque de passer sur des aspects importants dans le contexte de la collaboration, mais qui, dans ces dossiers de l'imminent après-guerre, ne jouaient encore que rarement un rôle, comme c'est le cas de la persécution juive.

Écrits dans un style accrochant, les seize portraits constituent des sources d'informations qui offriront à l'historiographie économique, industrielle et culturelle de nouvelles pistes à explorer. Des différents parcours personnels suivis par Wehenkel, plusieurs concernent des hommes impliqués dans l'économie industrielle luxembourgeoise ou internationale, notamment « l'empire » AEG, groupe international d'origine allemande actif dans le domaine de l'électricité. Dans différents articles, l'auteur livre des détails intéressants sur les imbrications de holdings luxembourgeoises.

Pour faire des bribes d'informations récoltées par-ci, par-là, un texte cohérent et agréable à lire, Wehenkel s'autorise à construire des ponts, à lisser des parcours, à s'éloigner du personnage principal ou à rehausser les couleurs. Ainsi, dans la contribution sur le syndicaliste Jean Comes on apprend presque autant sur son camarade Jean Fohrmann. Concernant le peintre Théo Kerg, l'auteur écrit qu'après avoir dû quitter en hâte l'Allemagne en 1933, il « rentre au Luxembourg la rage au ventre ». Comment le sait-il ? Parfois aussi, Wehenkel présuppose une connaissance du contexte historique qui dépasse même celle d'un public averti. C'est le cas pour l'affaire « Pax Romana » de 1933, citée dans le même portrait (p. 28). Mises à part les références aux sources en général assez rudimentaires, on cherche en vain une indication de la date de première parution des portraits ou une explication sur leur agencement.

Ce qui semble plus préoccupant, surtout dans l'introduction, c'est l'utilisation de termes imprécis ou discutables au niveau de l'analyse historique. En jetant un regard en arrière sur les décennies suivant la 2^e Guerre mondiale, Wehenkel utilise de façon peu précise le pronom générique « nous » (p. 17-23) : du « nous, les enfants d'après-guerre », il glisse vers « nous » la société luxembourgeoise, « nous » les historiographes ou encore « nous » l'auteur. Quant au terme problématique de « peuple luxembourgeois » (p. 18), est-il utilisé au premier degré ou avec une distance ironique ? La collaboration, selon l'auteur, « fut diffuse et se répandit par contamination, par métastases, s'insinua dans tous les organes essentiels du corps social » (p. 21). Une telle phrase pourrait sortir tout droit d'un pamphlet biologiste – il n'est pas sûr qu'il s'agisse d'un effet d'aliénation conscient.

Il n'en reste pas moins que pour nombre de portraits, Wehenkel a fourni un véritable travail de pionnier, comme c'est le cas pour la figure assez peu connue, mais scintillante du socialiste Henri Meier-Heucké. Wehenkel n'a pas non plus peur de s'attaquer à des personnages controversés comme le peintre Théo Kerg. Dans l'un ou l'autre cas, Wehenkel peut même contribuer à une réhabilitation au moins ponctuelle, par exemple pour le politicien mal famé Pierre Prüm.

Renée Wagener

Les traces ineffaçables de l'être humain, Luxembourg : Commune de Walferdange, 2017 ; 124 p. ; sans ISBN ni prix.

Zur Einweihung des Denkmals „*Les traces ineffaçables de l'être humain*“, geschaffen vom Künstler Tom Flick, gab die Gemeindeverwaltung Walferdingen eine Broschüre heraus, die einerseits durch die gediegene Aufmachung und andererseits durch den fundierten Inhalt anspricht.

Kernbeitrag ist der Aufsatz von Claude Wey: „Die Spuren. Jüdische Flüchtlinge in Walferdingen (1935-1942).“ Hierbei handelt es sich um die überarbeitete und bibliografisch ergänzte Fassung seiner 2015 veröffentlichten Studie „Jüdische Exilanten in Walferdingen (1935-1942)“, die bei den Lokalpolitikern den Anstoß zur Errichtung des Denkmals gegeben hatte.

Auf über 60 Seiten geht der Autor dem Schicksal der 62, in Zusammenarbeit mit Henri Werner, namentlich ermittelten jüdischen Flüchtlingen nach, die ab 1935 aus Deutschland und Österreich fliehend, sich zeitweilig in Walferdingen niedergelassen hatten. Die Schicksale dieser Flüchtlinge geben einen beeindruckenden Überblick darüber, was sie damals erleben mussten. Vier Flüchtlinge sind vor 1940 in Walferdingen verstorben, einer 1943 in Mende (F). 27 haben die Zeit des Krieges überlebt, sei es, dass sie noch von Luxemburg „auswandern“ konnten (Palästina, USA, Schweiz), sei es, dass sie in Frankreich oder Belgien versteckt waren. Einer überlebte im Versteck in Befort. Bei acht konnte nichts zu ihrem weiteren Schicksal gefunden werden. Bei 22 von ihnen ist die Deportation in ein Ghetto, Konzentrations- oder Vernichtungslager belegt. Keiner von denen hat überlebt.

Neben zahlreichen Dokumenten aus dem Nationalarchiv konnte Claude Wey auch im Gemeindearchiv fündig werden und detailreich die Geschichte von fünf Familien rekonstruieren. Es handelt sich dabei um die Familien Schloss, Gottschalk-Ermann und Lichtenstein-Ermann, Salomon, Wertheimer sowie Meyer-Alexander. Für zukünftige Forscher zeigen diese Fallbeispiele, wie die Recherchen auf Internet wichtige zusätzliche Informationen ergeben können. Man kann heute feststellen, dass in den Heimatorten der Flüchtlinge in Deutschland die Recherchen zu den ehemaligen jüdischen Bürgern fortgeschritten sind und die Ergebnisse der dortigen lokalhistorischen Forschung zugänglich sind. Es ergibt sich so die Möglichkeit, Lebensläufe zu rekonstruieren, wo vor dreißig Jahren nur Listen mit Namen vorlagen. Zusätzlich konnten 33 Flüchtlinge mit einem Foto identifiziert werden. Die Opfer haben nun einen Namen und ein Gesicht. Von besonderem Interesse sind die Bilder ganzer Schulklassen, auf denen die damaligen jüdischen Mitschüler und Mitschülerinnen identifiziert werden konnten. Ein Beispiel, das „Schule“ machen sollte, da in den Unterlagen der Fremdenpolizei Kinder unter 14 Jahren meist ohne Foto geführt werden.

Die Berichte der „Lokalpolizei“ belegen die oft penible Überwachung der jüdischen Flüchtlinge. Zahlreiche Hinweise auf ihr „Vermögen“ zeigen, dass man bei der „Regierung“ genauestens über die wirtschaftliche Lage dieser Menschen im Bilde war. Auch was die Aufnahme von weiteren Flüchtlingen betraf, wird die „tolérance zéro“, wie sie seit 1937 vom Justizminister Schmit (Liberal) von der Polizei verlangt wurde, hier beispielhaft illustriert.

Die vorliegende Recherche trägt dazu bei, das Bild der nach Luxemburg geflüchteten Juden aus Deutschland und Österreich detailreicher zu zeichnen und zu vervollständigen sowie die regierungsseitigen Anordnungen in ihren konkreten Auswirkungen zu illustrieren.

Die abschließenden Bemerkungen zu dem 1949 errichteten Denkmal, auf dem 20 Namen von im Krieg gefallenen Zwangsrekrutierten und ermordeten Resistenzlern in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt sind, zeigen, wie die Gedenkkultur sich über die Jahre verändert hat. Schon 1949 wurden die Namen und Fotos der gefallenen Zwangsrekrutierten der ermordeten Resistenzler in einer Broschüre veröffentlicht. Zu erwähnen bleibt noch der 1992 errichtete Gedenkstein zu Ehren der Zwangsrekrutierten. Mit dem Denkmal „*Les traces ineffaçables de l'être humain*“ wird nun auch der bisher vergessenen Opfer gedacht und ihre Geschichte erforscht.

Paul Dostert

Christophe MASSON, Le patrimoine de Marche-en-Famenne (Carnets du Patrimoine, 153), Jambes: Agence wallonne du Patrimoine, 2018, 60 p., ISBN 978-2-39038-003-0, 6 €.

Plus que la seule ville de Marche, la brochure présente également les alentours où les vestiges anciens sont même plus prestigieux que dans la ville même, car de l'époque où elle fut fortifiée et affranchie par Jean l'Aveugle il ne reste plus grand-chose, et les immeubles urbains dignes d'intérêt semblent plutôt rares. C'est pourquoi l'auteur s'attarde plutôt sur le château de Jemeppe, le plus ancien château de plaine de Wallonie, datant de la fin du 13^e siècle, créé peut-être sur instigation des comtes de Luxembourg, sur l'église de Waha remontant au 11^e siècle, ou sur la villa romaine de Hollogne. Cette dernière est assez curieusement présentée dans la section « économie », comme s'il s'agissait d'« une autre exploitation agricole » (p. 52) à côté de la cense qui appartenait à l'abbaye de Saint-Hubert à Marloie, alors que les bains dont elle était équipée lui font bien attribuer une *pars urbana*.

Si le Carnet du Patrimoine consacré à « Arlon la gallo-romaine » était conçu comme guide (voir *Hémecht* 65 (2013), p. 233), ce carnet-ci, présentant en ordre chronologique huit immeubles, cinq églises et une série d'œuvres d'art plus ou moins cachées, ne sait trop choisir entre présentation scientifique, avec une terminologie architecturale très spécialisée et des données précises sur les interventions de restauration de l'Agence du Patrimoine et le classement, et un cahier destiné au grand public, sans références aux sources. On aurait p. ex. aimé savoir d'où l'auteur tient l'information que la teinturerie et la foulerie du 14^e siècle sont dues à une initiative des comtes de Luxembourg. Outre une photo d'une page entière et deux d'une double page, les illustrations sont minuscules : le plan de Jacques de Deventer est réduit à 8 x 7,5 cm ! Manque également un plan de la ville, et la carte régionale ne montre même pas tous les toponymes évoqués dans le texte.

Michel Pauly

Yves MÜLLER, „dass die Aufbauarbeit der SA in Luxemburg im Augenblick eine Krisis durchmacht“. Die nationalsozialistische ‚Sturmabteilung‘ (SA) in Luxemburg 1941-1944 [“that the build-up of the SA in Luxembourg is currently undergoing a crisis”. The National Socialist ‘Storm Troopers’ (SA) in Luxembourg 1941-1944]

The role of the ‘Storm Troopers’ (SA) for the National Socialist occupation policy at regional level represents a complete academic void and is virtually unexplored. Concerning the recruitment efforts promoted by the Supreme SA Command (OSAF), or rather the SA groups, fundamental parallels on the one hand can be diagnosed in the build-up of the SA. On the other, central differences have to be seen with regard to regional conditions and Nazi power structures. Using the example of the SA in the CdZ (Head of Civil Administration) region of Luxembourg, it is therefore possible to assess specifics as well as similarities with other areas regarding to mustering, recruitment and integration (1). For the research on German occupation in the Grand Duchy, the micro-perspective on a concrete National Socialist organization may raise the question of the entanglements of collaboration, co-operation, conformity and resistance, thus providing further impetus in contemporary history to the recent discussion of the behavior of Luxembourgers under German rule (2).

Aurélia LAFONTAINE, Le Grand-Duché de Luxembourg aux origines de l’OTAN. Un nain à la table des géants [A dwarf at the table of giants. The Grand-Duchy of Luxembourg at the origins of NATO]

In 1949, the Grand-Duchy of Luxembourg became the North Atlantic Treaty Organization’s (NATO) smallest founding member. The current article explores if and how the small state was able to influence the Washington Exploratory Talks on Security leading to NATO’s birth. Based on a theoretical frame drawn from small state theory, the analyse of Luxembourg’s role takes in consideration three variables: the International System, the country’s institutional structure and its strategy in international relations. It also examines the actions of two key players, its Minister of Foreign Affairs, Joseph Bech, and its ambassador to the United States, Hugues Le Gallais. Balancing its membership in the Benelux, its proximity to France and its close relationship with the United States, the Grand-Duchy tried to secure its military defence by subtly pushing NATO’s establishment without surrendering vital parts of its self-determination to the soon-to-be-created body.

Wolfgang MÜLLER, Wetterheiliger der Großregion: Donatus von Münstereifel in Luxemburg und im Bistum Trier. Mit Ergänzungen von Thomas Gergen und Joachim Conrad [A Saint Responsible of the Weather and His Veneration in the Great Region: Donatus of Münstereifel in Luxembourg and the Bishopric of Trier]

The fourth and last part of the study on Saint Donatus focusses upon the literary presence of the saint in the diocese of Trier.

Henri CARÊME, L'instauration du culte de saint Donat de Münstereifel à Arlon et Luxembourg-Ville [The beginning of the cult of St. Donatus of Münstereifel in Arlon and in the city of Luxembourg]

At the beginning of the 18th century, the fortified city of Arlon is experiencing successive thunderstorms, the inhabitants were sinking in fear. They feared for their lives, but especially for the fruit of their crops. In these times of crisis, the establishment and spread of the cult of St. Donatus of Münstereifel by the Capuchins allowed the people of Luxembourg to regain a sense of security full of piety. The need to live and express their faith in this new devotion gave birth to the emergence of iconographic works glorifying the omnipotence of the saint.

In a general way, the purpose of the paper is to be a complement to the study of the historian Wolfgang Müller (1931-2016) dedicated to the worship of St. Donatus of Münstereifel in the diocese of Trier. The contribution aims to submit a supplement for the establishment of this devotion in the cities of Arlon and Luxembourg during the 18th century. To do this, it reviews in a chronological way the major key events of the implementation of this particular veneration at the convent of the Capuchins of Arlon and at the Abbey of Neumünster in Luxembourg. It looks at the iconographic aspect, which was not developed by the aforementioned author. This subject is developed through isolated prints and different frontispieces published in Luxembourg in pious little books devoted to this holy martyr. These were used for a better propagation and practice of the worship of St. Donatus in the former Duchy of Luxembourg.

Nicole GRAF / Marzena KESSLER, Die Neutorkaserne – eine Wohnstätte der Soldaten in Luxemburg. Ergebnisse bauhistorischer Untersuchungen im Haus Place des Bains 1 [The building history of the Neutor barracks in Luxembourg]

Between 2013 and 2016, the residential building at 1 Place des Bains in Luxembourg City was rebuilt and the history of the building was investigated. The building consists of a well-preserved part of former barracks dating back to the 17th century. The Neutor barracks were established in 1673. They consisted of two long wings with three floors each. After its dismantlement in 1872, the buildings were sold and removed; the only remaining parts are analysed here. The findings of the investigation of the building history as well as the written and cartographic sources show the ordinary life of the soldiers between the end of the 17th century until the 19th century. The block had two rooms with an open chimney and a wall cabinet in each of the three floors. The rooms were connected with a narrow spiral staircase up to the second floor. The top floor could only be entered by a main